

LESEBUCH ZUR ETHIK. Philosophische Texte von der Antike bis zur Gegenwart (Beck'sche Reihe, 4019). Hrsg. *Otfried Höffe*. München: C. H. Beck 1998. 438 S.

Der zeitliche und thematische Bogen dieser Auswahl ist weit gespannt: Sie beginnt mit altägyptischen Weisheitslehren (um 2350 v. Chr.) und endet mit Peter Singer (* 1946). Die Klassiker der philosophischen Ethik, allen voran Aristoteles und Kant, sind ebenso vertreten wie die Moralkritik, von den Sophisten über Darwin und Nietzsche bis zur Soziobiologie. Neben Texten der Moralistik, Weisheit und Lebenskunst stehen solche, bei denen die Grenzen zwischen Moral, Theologie, Spiritualität und Mystik fließend sind; Hildegard von Bingen, Bernhard von Clairvaux, Luther und Calvin kommen ebenso zur Sprache wie Montaigne, Voltaire oder Lessing. Über die personale Ethik hinaus sind Grundfragen der politischen Philosophie angesprochen, z. B. die Tugenden des Herrschers (Macchiavelli), der gerechte Krieg (Vitoria), das Naturrecht (Calvin) oder die Gerechtigkeit als Fairneß (Rawls). Die Einleitung entwickelt hilfreiche Unterscheidungen wie die zwischen Individual- und Sozialethik, Gerechtigkeit und Nächstenliebe, der eudämonistischen Ethik der Antike und der kantischen Ethik der Autonomie in der Moderne. Der Band schließt mit einigen wenigen Literaturhinweisen und dem Quellenverzeichnis, das zugleich eine hilfreiche Information über Ausgaben und Übersetzungen darstellt und die Lebensdaten und eine kurze Charakterisierung der Autoren bringt.

Die chronologisch angeordneten 218 Texte aus über vier Jahrtausenden wollen mehr sein als eine vom Umfang her wohldosierte erbauliche Bettlektüre für ein knappes Jahr. Wie jede Beschäftigung mit der Geschichte wollen sie unseren Blick über die Gegenwart und die Neuzeit hinaus weiten und so einer Selbstüberschätzung entgegenwirken. In der gegenwärtigen gesellschaftlichen Situation und moralphilosophischen Diskussion erhält dieses allgemeine Anliegen einen besonderen Akzent. Die Texte wollen eine trotz aller Unterschiede und Gegensätze breite, die Zeiten und Kulturen übergreifende Gemeinsamkeit vor Augen führen, um so einem gelebten Ethnozentrismus und einem in der Moralphilosophie vertretenen Kultur- oder Gesellschaftsrelativismus entgegenzutreten und für einen interkulturellen Diskurs und eine universale Moral zu plädieren. Darüber hinaus geben sie eine Antwort auf die Frage, ob wir in unserer heutigen Situation eine neue Moral brauchen; dazu lese man etwa, was die Lauteren Brüder von Basra (10. Jh. n. Chr.) über die Rechte der Tiere oder Montaigne (1533–1592) über den Tierschutz und Olympe Marie de Gouges (1755–1793) über die Rechte der Frau schreibt.

F. RICKEN S. J.

LENZEN, WOLFGANG, *Liebe, Leben, Tod*. Eine moralphilosophische Studie (Universalbibliothek Nr. 9772). Stuttgart: Philipp Reclam jun. 1999. 328 S.

Der Autor möchte eine unkontroverse Minimaethik entwickeln, die auf dem Utilitarismus und dem Prinzip *neminem laede* aufbaut (34). Alle Handlungen, die nicht die Interessen anderer verletzen, sind deshalb für ihn von vornherein moralisch unbedenklich, mögen sie auch inhaltlich noch so dumm sein. So ist in seiner Sicht zum Beispiel jede Form von Sex, die adäquater Ausdruck gegenseitiger Liebe ist, moralisch unbedenklich; dazu sei weder Ehe noch unterschiedliches Geschlecht erforderlich (44). „Wenn beide Partner ihre Liebesbeziehung unter der Prämisse begonnen haben, die Freuden des Sex und des gemeinsamen Zusammenlebens so lange auszukosten, wie ihre gegenseitige Liebe anhält, dann scheint es moralisch durchaus in Ordnung zu sein, wenn einer der Partner den anderen letztendlich verläßt.“ (82) Der Rezensent fragt sich, ob nicht wirkliche „Liebe“ etwas mehr mit Treue und Bejahung der Person des anderen um ihrer selbst willen zu tun haben könnte und-ob ein Mensch nicht auch gegenüber sich selbst unverantwortlich handeln kann. In bezug auf den Sinn des Lebens meint der Autor die christliche Auffassung mit der Behauptung wiederzugeben, daß es darum gehe, sittlich gut zu leben, „um sich postum die Aufnahme ins Paradies zu sichern“ (121). Für ihn besteht der Wert des Lebens in der Summe der Werte aller Erlebnisse, und er versucht, „eine Glucksbilanz in quasi numerischer und intersubjektiv gültiger Weise“ aufzustellen (136). Dann kann er über „den mit dem Lebensalter abnehmenden Wert des noch zu lebenden Lebens“ (144) spekulieren. „Der Schaden, den man jemandem durch Töten zu-

fügt, entspricht dem Wert des zukünftigen Lebens, das der Betreffende anderenfalls noch erlebt hätte“, und durch diese Erklärung werde „der oft sehr schwammig verwendete Begriff des Rechts auf Leben für die moralische Beurteilung des Tötens im Prinzip entbehrlich“ (148). Zwar weiß der Autor in anderem Kontext auch: „Solche mit dem logischen Lineal gezeichneten Diagramme haben freilich keinen besonders großen *praktischen* Wert.“ (236). Und wieder an anderer Stelle „verwundert“ es ihn, „wenn professionelle Philosophen skandalöse moralische Urteile [...] nicht zum Anlaß nehmen, die eigenen theoretischen Annahmen in Frage zu stellen.“ (146) Er meint übrigens auch zu wissen, daß die katholische Kirche jede Art von Organspende bis vor wenigen Jahren abgelehnt habe (166) oder daß die „Pillenkommision“ Pauls VI. behauptet habe, Empfängnisverhütung sei „ein verdammenswertes Laster, ein vorweggenommener Mord“ (150).

P. KNAUER S. J.

CYBERETHIK. VERANTWORTUNG DER DIGITAL VERNETZTEN WELT. Hg. von *Anton Kolb/Reinhold Esterbauer/Hans-Walter Ruckebauer*. Stuttgart/Berlin/Köln: Kohlhammer 1998. 189 S.

Der Band enthält zehn Beiträge von unterschiedlicher Länge und unterschiedlichem Charakter zu einem interdisziplinären Seminar, welches das Philosophische Institut der Universität Graz gemeinsam mit dem Institut für Informationswissenschaft veranstaltet hat; vertreten sind Psychologie, Informatik, Wirtschaft, Rechtswissenschaft, Moralphilosophie und Theologie. – Einige Autoren wollen vor allem informieren: Rafael Capurro über das Fach Informationsethik an der Hochschule für Bibliotheks- und Informationswesen in Stuttgart und über Internet-Ressourcen zur Informations- und Medienethik; Gerhard Reichmann über das Informationsrecht in Österreich; Gunter Bauer über die Geschichte, Gegenwart und Zukunft des Internet; Hermann Maurer über Probleme, welche das World Wide Web mit sich bringt und Lösungen, die es selbst dafür entwickelt. *Andreas Maron* geht dem Zusammenhang von Globalisierung und Informationstechnologie nach. Sein kritischer Ausblick nennt als Gefahren dieser Entwicklung die Isolation des Individuums, die Passivität und die wachsende Abhängigkeit unseres Lebens von der Informationstechnologie; er schließt jedoch mit dem Glaubensbekenntnis an die positiven Auswirkungen für die kommenden Generationen. – Das verbindende Stichwort der fünf überwiegend kritischen Arbeiten lautet „virtuelle Realität“. Der ausführliche und rhetorisch engagierte Beitrag von *Anton Kolb* arbeitet vor allem das erkenntnistheoretische Problem heraus. Gegen die Vertreter eines radikalen Konstruktivismus und einer virtuellen Realität weist er zu Recht darauf hin, daß das Problem, wie sich der objektive und der subjektive Anteil in der menschlichen Erkenntnis verhalten, wohl kaum eine eindeutige Lösung zulasse; daraus resultiere jedoch weder logisch noch ontologisch die Leugnung einer realen, objektiven Welt. Folgen der These von der lediglich virtuellen Realität seien Neurosen und der Verlust der Identität. „Es gibt keine Identität ohne Realität. Mit bloßer Virtualität gewinnt man keine reale Identität“ (28). Als Antwort auf die Frage, was zu tun ist, plädiert er (auch hier stimme ich ihm zu) gegen die Absolutsetzung des Rechts einer „einseitigen Informationsfreiheit“ für eine Güterabwägung, und er weist auf die Notwendigkeit einer globalen Zusammenarbeit hin. Die von der Computerspielindustrie ermöglichte „Virtual Reality“ steht im Mittelpunkt der Ausführungen von *Hans-Walter Ruckebauer* über das Spiel mit imaginären Wirklichkeiten. Er spricht von „De-Realisation“: „Angesichts der Reizüberflutung brechen die personalen Filtermechanismen [...] zusammen, und der konkrete Bezug zum individuellen Erfahrungsraum geht fortschreitend verloren“ (82). Die Interaktivität bei den Computerspielen sei im Unterschied zur Lektüre eines Buches nicht unbedingt schon ein Anreiz zur Kreativität. Der Cyberspace ermögliche eine freie Wahl der Identität und ziehe deshalb vor allem Menschen mit Persönlichkeitsproblemen, die an ihrer unmittelbaren Lebensrealität gescheitert seien, magisch an. Berührungängste und maschinenstürmerisches Gehebe, so die ausgewogene Antwort auf die Frage „Mitspielen oder bekämpfen?“, seien keine Lösung; ein Ausweg könne nur in der erhöhten Medienkompetenz der Menschen, im unbeirrten Mißtrauen gegenüber allem, womit die Informationsgesellschaft uns täglich überschwemmt, und darin liegen, daß